

Früchte der Vielfalt

Globale Gerechtigkeit und der
Schutz traditionellen Wissens



**Früchte der Vielfalt.
Globale Gerechtigkeit und der Schutz traditionellen Wissens**

Herausgeber: Evangelischer Entwicklungsdienst e.V. (EED)
Ulrich-von-Hassell-Straße 76, 53123 Bonn
Telefon (02 28) 81 01-0, Fax (02 28) 81 01-160
E-mail: eed@eed.de, Internet: www.eed.de

Autor: Uwe Hoering

Redaktion: Michael Frein, Erika Märke, Angela Krug (verantwortlich)
Grafik und Layout: Büro für Gestaltung, Stuttgart
Druck: J. F. Steinkopf Druck GmbH, Stuttgart

Bildnachweis: DDS/Julia: Titel, S. 20; DDS/Kavitha Nagwar: S. 11;
DDS/Ch. Narsamma: Titel, S. 6, 17; DDS/P.V.Satheesh: Titel, S. 6, 7, 10, 15;
DDS/Yesu: S. 12, 14, 21; EED/Konrad von Bonin: Inhalt, S. 3, 4, 5, 9

September 2002

Früchte der Vielfalt

Inhalt

2 Vorwort

4 Von echtem Saatgut und falschen Versprechungen

- 4 Regenfeldbau im Deccan-Hochland
- 5 Wer ist die „Deccan Deleopment Society“?
- 7 Wachsende Kluft
- 8 Satyam Pantalu – vernachlässigt und verdrängt
- 10 Unabhängigkeit und Selbstbewusstsein
- 12 Piraten und Patente
- 13 Gemeinschaftsgut Wissen
- 15 Vorteilsausgleich
- 17 Markt und Konsumgewohnheiten
- 18 Weltmarkt und WTO
- 19 Alternative Visionen für das Jahr 2020



Bei der Bewahrung und Weiterentwicklung der Grundlagen von Ernährung und Gesundheit stehen Frauen im Mittelpunkt.

Vorwort

Diese Broschüre handelt von der Notwendigkeit, traditionelles Wissen zu schützen. Was ist daran schützenswert und wem nützt es? Warum setzt sich ausgerechnet eine Entwicklungsorganisation dafür ein? Ist es nicht deren Aufgabe, eine Entwicklung zu fördern, die die Tradition überwindet und der Moderne den Weg ebnet? Ist nicht die Forderung nach dem Schutz traditionellen Wissens die romantisierende Aufrechterhaltung dessen, was eigentlich ins Museum gehört?

Die Wirklichkeit beantwortet solche Fragen schnell und eindeutig. Für viele arme Menschen gerade in den ländlichen Regionen des Südens ist die eigene Landwirtschaft die wichtigste Grundlage für ihre Ernährung und manchmal auch Quelle für ein bescheidenes Einkommen. Über Jahrhunderte haben Bäuerinnen und Bauern lokale Sorten gezüchtet, die an die natürlichen Bedingungen ihrer Umwelt angepasst sind. Sie haben gelernt, wie sie mit diesen Sorten umgehen müssen, damit ihre Erträge über Generationen hinweg möglichst hoch sind und die Familien ernährt werden können. Das so kumulierte traditionelle Wissen ist heute Grundlage für ihr Überleben.

Von der Wirtschaft betrieben und der Politik gefördert, gewinnen jedoch seit langem im landwirtschaftlichen Bereich industriell unterstützte Produktionsmethoden immer mehr Raum und verdrängen traditionelle Anbaumethoden und lokale Sorten. Die Erfahrungen der kleinbäuerlichen Bevölkerung mit der modernen agroindustriellen Landwirtschaft sind ernüchternd. Für jede Ernte muss von den großen multinationalen Agrar- und Chemiekonzernen neues Saatgut angekauft werden, zusätzlich werden Pflanzenschutz- und Düngemittel benötigt. Die Böden sind schnell ausgelaugt, die Ernteerträge bleiben bald hinter den Erwartungen zurück, die Spirale der Verschuldung wird immer dramatischer.

Traditionelles Wissen gehört nicht ins Museum, sondern ist für einen Großteil der Weltbevölkerung Grundlage der Überlebenssicherung. Gerade in der ökumenischen Arbeit der Kirchen wird dem Gedanken der Bewahrung

der Schöpfung eine große Bedeutung beigemessen und an das traditionelle Wissen der Menschheit angeknüpft. Schutz und Weiterentwicklung dieses Know-hows bedeuten nicht Stillstand oder gar Rückschritt, sondern leisten einen Beitrag zu einer nachhaltigen und damit zukunftsorientierten Entwicklung.

Traditionelles Wissen beschränkt sich nicht nur auf Kenntnisse der Nahrungsmittelproduktion. Heilkundige wissen mit Kräutern, Wurzeln und Extrakten umzugehen und sie gegen Krankheiten einzusetzen. Naturpräparate werden genutzt zur Schädlingsbekämpfung und zur Konservierung von Lebensmitteln und Saatgut. Multinationale Konzerne sind an diesen Pflanzen, ihren Wirkstoffen und dem Wissen um ihre Anwendung interessiert, um daraus marktfähige Produkte zu machen, die sich überall auf der Welt absetzen lassen. Während sie sich mit Hilfe von Patenten und anderen „geistigen Eigentumsrechten“ die Verwertungsrechte über ihre Produkte sichern, bleibt das Recht der lokalen und indigenen Gemeinschaften und Völker an ihrem geistigen Eigentum ungeschützt: Da es durch die Patentgesetze der Industrieländer nicht erfasst wird, ist das traditionelle Wissen in den Ländern des Südens quasi frei verfügbar. Zwar ist auch traditionelles Wissen durch internationale Abkommen geschützt, allerdings nur unzureichend und ohne die rechte Durchsetzungskraft.

Hier ist die Politik aufgefordert, die internationalen Verträge, ihre Vorschriften und ihr politisches Gewicht in Zukunft in erheblichem Maße zugunsten der Armen und Marginalisierten zu verändern. Die Betroffenen müssen die Möglichkeit bekommen, diese Veränderungen entscheidend mitzugestalten. Gleichzeitig müssen die Menschen vor Ort darin gestärkt werden, ihr Wissen zu bewahren, zu schützen und weiterzuentwickeln. Dass dadurch allein nicht alle Probleme der Ernährungssicherung und der ländlichen Entwicklung umfassend und gleichzeitig gelöst werden können, ist offensichtlich. Fragen wie die der Landverteilung, des Zugangs zu lokalen Märkten, der interna-

tionalen Agrarordnung spielen hierbei ebenfalls eine wichtige Rolle. Diese Fragen können und sollen hier nicht erschöpfend diskutiert werden. Auch die Probleme, die die moderne Landwirtschaft mit BSE-, Futtermittel- und Hormonskandalen hervorrufen mag, stehen nicht im Blickpunkt. Die vorliegende Broschüre will vielmehr anhand eines konkreten Beispiels verdeutlichen, dass der Schutz und die Weiterentwicklung des traditionellen Wissens für viele Menschen im Süden zukunftsfähige Entwicklungsperspektiven bieten – und zudem eine Frage der Gerechtigkeit sind.



Vielfalt und Selbstbewusstsein: Stolz präsentiert diese Bäuerin ihre eigene Saatgutbank. Damit sind sie und ihre Familie unabhängig von kommerziellen Unternehmen und ihrer industriellen Saatgutproduktion.

Der Evangelische Entwicklungsdienst arbeitet bereits seit Jahren mit einer Reihe von Organisationen in Afrika, Asien und Lateinamerika zusammen, die sich für den Erhalt der biologischen Vielfalt, den Schutz traditionellen Wissens und die Rechte lokaler Gemeinschaften und indigener Völker einsetzen. Er fördert ihre Aktivitäten mit finanziellen Mitteln und der Vermittlung von Fachkräften, bietet bei Bedarf Beratung an und ist Partner in der Vertretung politischer Interessen der Armen des Südens in Deutschland, Europa und auf internationaler Ebene.

Eine dieser Partnerorganisationen ist die Deccan Development Society (DDS) in Indien, mit der der EED seit langem zusammenarbeitet. DDS leistet eine beispielhafte Arbeit, die zeigt, dass auch die Armen im Süden nicht ohnmächtig internationale Verträge und eine nationale Politik hinnehmen müssen, die ihren Interessen zuwiderlaufen. Der Schutz traditionellen Wissens gehört nicht ins Museum, sondern auf die Tagesordnung einer Politik, die sich einer nachhaltigen Entwicklung verpflichtet weiß.

Monika Huber
Vorstand Internationale Programme

Wilfried Steen
*Vorstand Entwicklungspolitik/
Programme im Inland*

Von echtem Saatgut und falschen Versprechungen. Traditionelle Wissenssysteme als Beitrag zur Ernährungs- und Überlebenssicherung

Sarkari Vittanalu, „Regierungssaatgut“, nennen Bäuerinnen im Medak-Distrikt die Hochertragssorten von Sorghum, Reis oder Weizen, die die staatlichen Landwirtschaftsberater verteilen. Bessere Ernte, höhere Einnahmen, gesicherte Ernährung, so deren Versprechungen. Doch die Bäuerinnen haben ihre eigenen Erfahrungen: Sie sagen, die neuen Sorten würden den Boden „leblo“ machen. Weißer Reis würde außerdem nicht genug Kraft für die Feldarbeit geben, Weizenmehl Hautjucken und Ausschläge verursachen.

Dagegen reiche es, morgens ein *roti*, ein Fladenbrot aus der lokalen Hirsesorte *jonna*, zu essen, um den ganzen Tag durchzuhalten. Ihre eigenen, traditionellen Nutzpflanzen liefern nicht nur nahrhaftes Essen, sondern auch Viehfutter und helfen, den Boden zu verbessern. Doch Saatgut dafür gebe es kaum noch, klagen

sie. Auch die Händler in Zaheerabad, dem nächsten Marktstädtchen, verkaufen nur modernes, von kommerziellen Unternehmen hergestelltes Saatgut.

Regenfeldbau im Deccan-Hochland

Gutes Saatgut ist eine entscheidende Voraussetzung für eine gesicherte Ernährung, neben fruchtbarem Boden und ausreichendem Wasser. Das gilt erst recht für das zentralindische Deccan-Hochland, in dem der Medak-Distrikt liegt. Die Böden sind überwiegend karg, ausgelaugt und steinig. Acht, neun Monate im Jahr fällt kein Tropfen Regen. Umso heftiger ist die kurze Regenzeit zwischen Juni und August, September. Zudem ist der Monsun immer unzuverlässiger geworden, seit die Wälder, die es hier früher gab, verschwunden sind. Der Regenfeldbau wird damit zu einem immer größeren Risiko.

Dieser Bauer hat gut lachen – er fährt reiche Ernte ein. Im trockenen zentralindischen Deccan-Hochland mit seinen kargen Böden und geringen Niederschlägen keine Selbstverständlichkeit.



Wer ist die „Deccan Development Society“?

In Zaheerabad, einem Landstädtchen in der kargen Trockenregion des Deccan Plateaus im indischen Bundesstaat Andhra Pradesh, gründeten Entwicklungsfachleute und engagierte Intellektuelle 1983 die Nichtregierungsorganisation Deccan Development Society (DDS). Ihr Ziel war es, die besonders armen und benachteiligten Bevölkerungsgruppen – vor allem kastenlose „Dalits“ und ethnische Minderheiten („Adivasis“), Landlose und Kleinstbauern – für eine selbstbestimmte und nachhaltige Entwicklungsinitiative zu organisieren. Sie waren überzeugt davon, dass es gelingen könnte, Menschen ohne Schulbildung und Kapital durch Organisierung, Fortbildung und finanzielle Unterstützung in die Lage zu versetzen, ihre soziale und wirtschaftliche Situation wesentlich zu verbessern. Mehr und mehr rückten dabei Frauen in den Mittelpunkt.

Heute arbeitet DDS, ausgehend vom Dorfchen Pastapur, in 75 Dörfern in vier Landkreisen des Medak Distriktes. In jedem Dorf gibt es eine Frauengruppe, die die Regie hat über die zahlreichen Aktivitäten wie Saatgutsammlung und -verteilung, die Spar- und Kreditgruppe, die Kinderkrippe und anderes. Gemeinsam mit diesen Frauengruppen, die inzwischen auch untereinander gut vernetzt sind, setzt sich DDS dafür ein,

- die Eigenständigkeit der Dörfer im Hinblick auf den Zugang zu Ressourcen zu stärken,
- Ernährungssicherung und die Weiterentwicklung agrobiologischer Vielfalt durch die Anwendung traditionellen Wissens und nachhaltiger Landwirtschaft zu fördern,

- die Gemeinwesenentwicklung in den Dörfern durch den Aufbau und die Stärkung von Selbsthilfestrukturen und die Verbesserung der sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen voranzutreiben.
- die lokale, nationale und internationale Politik im Sinne dieser Ziele durch Netzwerkbildung, Öffentlichkeits- und Lobbyarbeit zu beeinflussen.

Viel wurde seit der Gründung erreicht. Über 80 traditionelle – ökologisch und ernährungsphysiologisch wertvolle – Getreide- und Gemüsesorten wurden „wiederentdeckt“ und helfen heute, die Nahrungsmittelversorgung der kleinbäuerlichen Familien zu sichern. Angepasste Bewässerungs- und Anbaumethoden haben die Bodenfruchtbarkeit verbessert und die Erträge erhöht.

Kinder armer Familien lernen in der „Green School“ und in Abendschulen nicht nur Lesen und Schreiben, sondern auch Wichtiges über Nahrungsmittelproduktion, Umwelt- und Ressourcenschutz, Gesundheit und Gemeinwesenentwicklung. Produktion und Verkauf von Kompost, biologischen Schädlingsbekämpfungsmitteln und Bio-Nahrungsmitteln tragen zum Einkommen der Familien bei. Die Gesundheitsversorgung in den Dörfern hat sich durch die (Wieder-) Verbreitung von traditionellen pflanzlichen Heilmitteln und -methoden deutlich verbessert. In allen Bereichen spielen die Frauen eine Schlüsselrolle. Kleinbäuerinnen, die nie eine formale Schule besucht haben, treten heute sogar in öffentlichen Diskussionsforen auf, um ihre Interessen gegenüber transnationalen Konzernen zu vertreten.

Für den EED hat das Recht auf Nahrung, der Schutz traditionellen Wissens und die Erhaltung der biologischen Vielfalt hohe Priorität. Sie sind wichtige Voraussetzungen für eine nachhaltige Entwicklung, die von den Armen selbst getragen und gesteuert werden kann. Deshalb arbeitet der EED seit 1985 mit DDS zusammen.



Die Frauen sind verantwortlich für die Ernährung und die Gesundheit der Familien.

Gegen die Launen der Wettergötter lässt sich nichts machen. Doch das Risiko lässt sich verringern. So entwickelten die Bauern, vor allem die Frauen, über Generationen hinweg eine Fülle unterschiedlicher Nutzpflanzen, vor allem Hirse- und Linsensorten, die ideal an die klimatischen und geologischen Bedingungen der Trockenregion angepasst waren. *Satyam Pantalu* nennen die Bäuerinnen diese agrobiologische Vielfalt, „Pflanzen der Wahrheit“, die geringe Ansprüche an Wasser, Boden oder Düngung stellen.

Von jeder Ernte wird ein Teil für die nächste Aussaat aufbewahrt, in einem natürlichen Züchtungsprozess Sorten, die besondere Eigenschaften aufweisen, ausgewählt und weiterentwickelt. Ernährungssicherung ist das oberste Ziel, nicht hohe Erträge oder Einkommen. *Pannendu Pantalu*, ein ausgeklügeltes Mischanbausystem, verbindet Risikominderung und optimale Nutzung knapper Ressourcen: Mindestens zwölf verschiedene Kulturpflanzen, darunter auch Futterpflanzen, Ölsaaten und Hülsenfrüchte, die gleichzeitig helfen, den Boden zu verbessern, sichern eine ausgewogene, vielseitige Ernährung. Auch schlechte Böden werfen so noch etwas ab, und selbst bei geringen Regenfällen gibt es zumindest eine Noternte. Dazu kommen zahlreiche wild wachsende Gemüse,

Heilkräuter, Obstbäume und Futtergräser.

Reis, Weizen, Zuckerrohr, Baumwolle oder andere Hohertragsorten dagegen, die durch Händler und Agrarpolitik gefördert werden, sind für die meisten kleinbäuerlichen Familien ungeeignet. Um die versprochenen Erträge zu bringen, brauchen sie guten Boden, Dünger und Bewässerung. Doch die wenigen fruchtbaren Schwarzerde-Böden gehören den reichen Familien aus höheren Kasten wie den Reddys. Sie können sich auch teure Tiefbrunnen mit starken Motorpumpen für die Bewässerung leisten. Nicht so die kleinen und marginalen Bauernfamilien, viele von ihnen *Dalits*, die in der indischen Kastenhierarchie die unterste Stufe einnehmen.

Zwar haben sie bei einer Landumverteilung, die anders als in vielen anderen Landesteilen in dieser Region nach der Unabhängigkeit durchgeführt wurde, ein eigenes Stückchen Land bekommen. Aber meist ist die Erde schlecht, die Äcker kaum größer als ein oder zwei Fußballfelder. Das reicht nicht zum Leben. Also verdingen sie sich als Tagelöhner auf den Feldern der Reddys. Die Löhne sind niedrig, oft werden sie nur mit Getreide bezahlt. Wenn sie im staatlichen *ration*-Shop subventionierten Reis, Seife oder Mehl einkaufen wollen, müssen

Pflanzen-Hitparade

Befragt, welche Nutzpflanzen besonders wichtig sind, steht für die Frauen ganz oben auf der Liste gelbes Sorghum, obwohl sein Ertrag geringer ist als der neuer, „verbessertes“ Sorten. Es bildet das Rückgrat für unterschiedliche Anbausysteme, stützt damit die Vielfalt und liefert gleichzeitig Nahrung und Viehfutter. *Cash crops* wie *Voma* oder

Bishop's weed, die vor allem in Monokultur für den Verkauf angebaut werden, rangieren bei ihnen weit hinten.

Bei den Männern nimmt gelbes Sorghum dagegen nur Platz drei ein. Auf den vorderen Plätzen liegen zwei Sorten von *pigeon peas*, Kichererbsen, die besonders einträglich sind. Auch andere *cash crops* wie Baumwolle oder Knob-

lauch, die Bewässerung und Agrarchemie benötigen, haben für sie einen weitaus höheren Stellenwert als für die Frauen.

Viele Agrarberater und -politiker sind der Auffassung, dass die kleinbäuerliche Landwirtschaft wegen ihrer kleinen Felder vor allem für den Markt produzieren sollte. Mit den Einnahmen könnten dann Grundnahrungsmittel gekauft



sie sich daher Geld leihen. Viele Menschen sind hoch verschuldet und müssen als Lohnsklaven, *bonded labourers*, arbeiten. Insbesondere gegen Ende des Sommers, wenn die Vorräte aufgebraucht sind, die neue Ernte aber noch nicht eingebracht ist, wird die Ernährungssituation für viele Familien kritisch.

Gefangen in diesem Armutszirkel, lassen viele von ihnen ihre eigenen Felder ungenutzt. Manchmal pflanzen die Frauen etwas Sorghum oder andere schnell wachsende, anspruchslose Hirsesorten an, die jedoch nur geringe Erträge bringen. Mit der Brache beschleunigt sich die Erosion durch Wind und Regen. Monsunregen schwemmen die fruchtbare Bodenschicht weg, die vielfach nur wenige Zentimeter beträgt. Statt Nahrung „wachsen“ Steine.

Wachsende Kluft

Das „Regierungssaatgut“ ist eine der Säulen der „Grünen Revolution“, die die indische Regierung in den sechziger Jahren startete. Ihr ehrgeiziges Ziel war, die wiederkehrenden Hungerkrisen und die wachsenden Nahrungsmittelimporte, die Indien viel Geld kosteten und von Lieferanten wie den USA abhängig machten, zu beenden. Mit einer Kombination aus neuen ertragreichen Sorten wie Hybrid-Saatgut, Agro-

chemie und günstigen Krediten hielt im Reis- und Weizenanbau die industrielle, monokulturelle Agrarwirtschaft Einzug. Statt den Hungernden durch eine Umverteilung von Land die Möglichkeit zu geben, sich selbst zu ernähren, oder die traditionelle Landwirtschaft, etwa in semiariden Gebieten wie dem Deccan-Hochland, zu verbessern, sollten Produktionssteigerungen durch Technologie und marktorientierte Anreize die Ernährung sichern.

Zunächst schien die Rechnung auch aufzugehen. Jahr für Jahr stieg die Getreideproduktion. Die staatliche *Food Corporation of India* kaufte die Ernte zu festgelegten Preisen auf und garantierte damit einen sicheren Absatz. Dann verteilte sie das Getreide über ein landesweites Netz von *ration*-Shops preiswert an einkommensschwache Bevölkerungsgruppen. Es sah so aus, als sei damit auch für die Armen eine ausreichende Versorgung mit Nahrungsmitteln gewährleistet. Das Gespenst von Hungerkrisen und Nahrungsmittelhilfe schien besiegt.

Höhere Erträge bringt das „Regierungssaatgut“ allerdings nur auf guten Böden, mit ausreichender Bewässerung und Dünger. Diese Ressourcen haben aber meist nur die wohlhabenderen Bauern aus höheren Kasten, die daher von der Grünen Revolution und der Modernisierung und Industrialisierung der Landwirtschaft, die in den folgenden Jahren dann auch den Anbau von Zuckerrohr, Baumwolle, Erdnüssen oder Obst umkrepelte, am stärksten profitierten.

Für viele kleinbäuerliche Familien, die sich durch die Versprechungen auf höhere Erträge und Einkommen, durch Kredite und moderne Anbaumethoden verführen ließen, wurde der Fortschritt zum Alptraum. Wenn zum Beispiel am Ende der Saison die Zuckerfabrik festlegt, welche Felder als erste abgeerntet werden sollen, kommen zuerst die reichen, einflussreichen Bauern an die Reihe. Die anderen müssen oft monatelang warten. Ihre Kosten laufen weiter, doch die Qualität und damit der Preis für ihr Zuckerrohr sinken.

werden. Doch die Frauen wollen ihre eigene Nahrung anbauen. Dabei sind für sie Pflanzen wichtig, die wenig Feuchtigkeit benötigen und widerstandsfähig gegen Schädlingsbefall sind. Und sie legen Wert auf Pflanzen, die für Riten und Feste notwendig sind – wie *foxtail millet*, eine Hirseart, aus der ein Pudding als Opfertage zubereitet wird,

oder *chickpeas* für *bajii*, ein beliebtes Knabbergebäck bei Festen.

Für die Männer spielen diese Überlegungen und Bedürfnisse kaum eine Rolle. Für sie ist zudem das Aussehen des Essens wichtiger als der Nährwert: So bevorzugen sie weißen, glänzenden Reis gegenüber Sorghum, das gekocht gelblich und pappig wird.



Ähnlich erging es vielen Familien, die den Verlockungen des Baumwollanbaus erliegen. Um die Textilfabriken in Bombay und Ahmedabad mit Rohstoff zu versorgen, förderte die Regierung den Anbau des „Weißen Goldes“. Vertreter der Saatgutunternehmen und Händler lockten Bauern mit günstigen Krediten für Saatgut, Pestizide und Dünger. Doch als nach einer anhaltenden Trockenheit und zunehmender Resistenz der Schädlinge gegen die Agrargifte die Erträge einbrachen, saßen viele in der Schuldenfalle. Hunderte nahmen sich in ihrer Verzweiflung das Leben.

Die Kommerzialisierung der Landwirtschaft verschärfte zudem die Wasserknappheit. Um ihre Zuckerrohrfelder zu bewässern, betreiben die reicheren Bauern ihre Motorpumpen rund um die Uhr, so dass der Grundwasserspiegel dramatisch sinkt. Offene Brunnen und Bäche, auf die die ärmeren Bevölkerungsgruppen für ihre Wasserversorgung angewiesen sind, trocknen aus.



Handarbeit statt
Herbiziden – Frauen
aus Krishnapur ernten
Unkraut.

Mit der Grünen Revolution veränderte sich die Landwirtschaft – von traditionellen Nutzpflanzen zu modernen, kommerziellen Sorten, von Nahrungspflanzen zu *cash-crops*, von der Selbstversorgung zur Produktion für den Markt. Damit wuchsen die Abhängigkeiten und die

Einbindung in die Geldwirtschaft. Neben dem Regen bestimmen nun auch Preispolitik, Marktnachfrage und Absatzstrategien der Konzerne das Schicksal.

Gleichzeitig vergrößerte sich die Kluft zwischen den Verlierern und den Gewinnern der Grünen Revolution, zwischen wohlhabenderen Bauern und der Mehrheit der ländlichen Bevölkerung, zwischen Arm und Reich. Auch die natürlichen Beziehungen zwischen Umwelt und Landwirtschaft wurden beeinträchtigt: Die Wasserkrise hat inzwischen bedrohliche Ausmaße angenommen, chemischer Dünger, Agrargifte und falsche Bewässerungsmethoden verursachen weitere schwere Umweltschäden.

Satyam Pantalu – vernachlässigt und verdrängt

Insbesondere den semiariden Gebieten wie dem Deccan-Hochland brachten die Grüne Revolution und die Industrialisierung der Landwirtschaft, die auf die Regionen mit den guten

Böden und die wohlhabenderen Bauern setzte, eine weitere Marginalisierung. Günstige Kredite und Ernteausfall-Versicherungen gibt es nur für *cash crops* wie Zuckerrohr, Getreide- und Obstanbau oder Baumwolle, nicht aber für *food crops* im Regenfeldbau. Und die staatlichen Aufkäufer nehmen nur Reis und Weizen, aber kein Sorghum oder Linsen. Weißer Reis und Weizen, die durch das staatliche Verteilungssystem PDS bis in die letzten Dörfer gelangten, veränderten zudem die Ernährungsgewohnheiten. Einige Hirsesorten wurden als „Hungernahrung“ abgewertet, obwohl sie nahrhafter sind

als Reis und Mehl aus dem *ration*-Shop: Ihr Vorteil, selbst unter ungünstigen Bedingungen noch eine gewisse Sicherheit zu bieten, wurde zu einem Stigma. Nicht nur in den Städten, auch auf dem Land gerieten traditionelle Nahrungsmittel damit mehr und mehr in Vergessenheit.



Das Grüne Gold.
Ein Mitarbeiter von DDS
erläutert die vielen
Verwendungsmöglichkeiten
des Neem-Baumes.

So haben in den vergangenen Jahrzehnten die Grüne Revolution und das „Regierungssaatgut“ *Satyam Pantalu*, die traditionellen Anbaumethoden mit ihrer Vielfalt angepasster und nahrhafter Pflanzen weitgehend verdrängt. Wurden in den sechziger Jahren noch über 80 verschiedene Sorten von Hirse, Getreide, Hülsenfrüchten und Linsen genutzt, so sind davon heute nur noch 20 bis 25 übrig. Seit Mitte der sechziger Jahre ist der Anteil der Nahrungsmittel an der Agrarproduktion von 80 auf 60 Prozent gesunken, vor allem durch den Rückgang von Grobgetreide wie Hirse. Und während landesweit im Schnitt pro Kopf mehr Reis und Weizen zur Verfügung stehen, halbierte sich die verfügbare Tagesration von wichtigen Vitaminspendern wie Linsen und Hülsenfrüchten. Das bedeutet, dass es zwar mehr Nahrung gibt, aber die Ernährung schlechter geworden ist.

„Indem die großen Unternehmen und die Marktkräfte den Agrarmarkt übernahmen, drängten sie die Hirse, die Felder, auf denen sie wuchs, und die Produzierenden mit ihren Kenntnissen und Fertigkeiten an den Rand“, fasst P.V.Satheesh, Direktor der *Deccan Development Society*, DDS, die Auswirkungen der Grünen Revolution zusammen. Damit ging das Wissen über die traditionellen, ausgefeilten Nutzungssysteme wie *Pannendu Pantalu*, das von Generation zu Generation weitergegeben worden war, langsam verloren.

Es sind vor allem die Männer, die für den „Fortschritt“ in Form von Hohertragssorten

Wie es begann

„Wir waren wohlmeinende Intellektuelle“, erinnert sich P.V.Satheesh an die Gründung der *Deccan Development Society* vor zwanzig Jahren durch eine Gruppe höherer Angestellter, Journalisten und Wissenschaftler aus der Landeshauptstadt Hyderabad. Ihre „guten Absichten“, der armen ländlichen Bevölkerung zu helfen, erwiesen sich jedoch schnell als ungeeignet.

Um die Bewässerung zu verbessern, unterstützten sie zum Beispiel Kleinbauern dabei, Brunnen zu bauen. Doch da die Böden instabil sind, müssen die Brunnen ständig instand gehalten werden. Und die Pumpen gingen wegen der starken Stromschwankungen häufig kaputt. Statt höherer Erträge hatten die Bauern am Ende Schulden, manche verloren ihr Land.

Inzwischen haben die „wohlmeinenden Intellektuellen“ umgedacht. „Die Menschen haben für ihre Probleme selbst die Lösungen“, erklärt Satheesh. DDS versteht sich daher nur als „Vermittler“, um diese Lösungen umzusetzen.

Als die Regierung zum Beispiel ein Hausbauprogramm plante, kritisierten die Frauen: Das Baumaterial sei zu teuer, daher reiche der Regierungszuschuss nicht aus, zudem würde es von weit her herangeschafft. Und weil Bauunternehmer aus der Stadt die Arbeiten durchführen, fänden die Einheimischen kaum Beschäftigung. Stattdessen bauten sie daraufhin Häuser nach ihren eigenen Vorstellungen, mit lokalem Bruchstein oder aus Lehm, die dadurch erheblich preiswerter waren.

In den vergangenen Jahren haben die Frauen Selbsthilfegruppen, *sanghams*, gebildet, Spar- und Kreditgruppen, die auch das organisatorische Rückgrat für die vielfältigen Aktivitäten zur Wiederbelebung der traditionellen Landwirtschaft bilden. Außerdem haben sie mehrfach Demonstrationen durchgeführt, um Forderungen wie dem Verbot von Alkohol oder von gentechnisch veränderter Baumwolle, mit der der US-amerikanische Agrarkonzern Monsanto den indischen Markt erobern will, Nachdruck zu verleihen.

und Traktoren empfänglich sind, sagen die Frauen. „Sie glauben an einen Entwicklungssprung“, sind ehrgeiziger und lassen sich verführen durch Versprechungen von Landwirtschaftsberatern und Werbung, die weitgehend auf die Männer zielen. „Wir Frauen müssen das dann ausbaden“, so die Klage über den Verlust der Ernährungssicherheit.

Unabhängigkeit und Selbstbewusstsein

Deshalb haben einige Bäuerinnen in Humnapur, Kalimela und anderen Dörfern des Medak-Distrikts vor einigen Jahren begonnen, wieder verstärkt ihr traditionelles Saatgut anzubauen. Sie wollten nicht weiter von *Sarkari Vittanalu*, dem „Regierungssaatgut“, abhängig sein. Die Wiederbelebung der traditionellen Landwirtschaft und des produktiven Potentials, dass in den Äckern brach lag, war allerdings nicht einfach. Um den Teufelskreis von niedrigen Erträgen, Lohnarbeit, Vernachlässigung der eigenen Felder, Bodenerosion und Verschuldung aufzubrechen, musste an mehreren Problemfeldern

gleichzeitig angesetzt werden. „Öko-Beschäftigung“ heißt das Stichwort, das DDS dafür prägte.

Statt für mageren Lohn auf den Feldern der reichen Bauern, arbeiten die Bäuerinnen, insbesondere alleinstehende Frauen wie Witwen, unterstützt durch eine Anschubfinanzierung von DDS auf ihrem eigenen kleinen Stückchen Land. Gemeinsam werden niedrige Erosionsschutzwälle errichtet, Steine entfernt und der Boden Stück für Stück mit natürlichem Dünger aus Mist und Stroh verbessert. Doch selbst dann sind die Felder, ohne künstliche Bewässerung, für das „Regierungssaatgut“ meist ungeeignet.

Also kehrten sie zu *Satyam Pantalu*, ihren traditionellen Nutzpflanzen, zurück. Und zum Mischanbau. Schnell zeigte sich, dass aufgrund der intensiven Bewirtschaftung trotz der kleinen Felder hohe Erträge möglich sind, die modernen Sorten kaum nachstehen. So kann *fox-tail millet* schon zehn Wochen nach der Aussaat Mitte Juni geerntet werden. Meist sind dann bereits alle Vorräte aufgebraucht, diese rasche,

Hüterinnen des Saatguts

In der dunklen, engen Hütte von Lakshamma stapeln sich Körbe unterschiedlicher Größe, verschlossen mit einer dicken, grauen Lehmschicht. Sie enthalten den Schatz der stolzen Besitzerin, Grundlage ihrer Ernährung, ihrer Unabhängigkeit, ihres Selbstbewusstseins – eine eigene kleine Saatgutbank.

Immer neue bunte, kleine Tontöpfchen bringt Lakshamma aus ihrer Lehmhütte: am Ende sind es 83, die auf der Terrasse aus gestampftem Lehm aufgereiht sind, geordnet nach Erntesaison und nach Arten – verschiedene Hirsesorten, zwei Trockenreissorten, Erbsen, Bohnen, Erdnüsse, Sesam, Senfkörner, ... Die Farbpalette reicht von schwarz über alle erdenklichen Schattierungen von braun, orange und grün bis gelb und weiß. Es gibt längliche und runde Körner, flache und unregelmäßige, große und winzige.

Zwei Drittel der Arten und Sorten sind für die *kharif*-Saison bestimmt, wenn der Monsun Regen bringt, etwa ein Drittel für die trockene *rabi*-Saison, wenn die Pflanzen weitgehend auf die Bodenfeuchtigkeit und einige kurze Schauer angewiesen sind. Einige Geheimnisse, so verrät Lakshamma verschmitzt lächelnd, behält sie für sich, beziehungsweise gibt sie nur an wenige Frauen weiter.

Durch die regelmäßige Aussaat auf den Feldern der Bäuerinnen wird das Saatgut regeneriert und erhalten – eine lebendige Genbank ohne Kühlräume. Versiegelt werden die Körbe, in denen Lakshamma ihren Schatz aufbewahrt, mit einer Mischung aus Lehm und Kuhdung. Asche und Neem-Blätter schützen vor Schädlingen. So bleibt das Saatgut mindestens ein Jahr haltbar.



erste Ernte hilft daher, Hunger zu vermeiden. Zwei, drei Wochen später sind mehrere Sorghumsorten reif, danach dann *cowpeas*. Die letzte Ernte sind *pigeonpeas* im Februar. Früher lebte sie als Tagelöhnerin von der Hand in den Mund, berichtet eine der Bäuerinnen, heute erntet sie allein in der *kharif*-Saison im Sommer genug, um ihre fünfköpfige Familie acht Monate ernähren zu können.

Ein Problem war zunächst allerdings, die verloren geglaubten Saaten wiederzubeschaffen. Nach und nach gelang es, die alten Sorten zusammenzubringen, von Schwieger- und Großeltern, die sie trotzig und aus alter Gewohnheit immer noch anbauten, von entfernt wohnenden Verwandten und aus benachbarten Dörfern. Einige kamen auch aus der Genbank des internationalen Agrarforschungszentrums für semiaride Tropen, ICRISAT, im nahegelegenen Patancheru.

Noch kennen die Frauen die Eigenschaften der verschiedenen Sorten, wissen, auf welchen Böden sie am besten wachsen, welche wenig Regen benötigen, welche dem Boden Stickstoff zuführen, welche resistent sind gegen Schädlinge. Einige Bäuerinnen wurden zu *seed keepers*, die das wertvolle Saatgut aufbewahren, vermehren und verteilen. Inzwischen haben mindestens 1.500 kleine und marginale Bauernfamilien in etwa 75 Dörfern wieder Zugang zu eigenem, traditionellem Saatgut. „Wir brauchen das ‚Regierungssaatgut‘ nicht mehr“, sagen die Frauen aus dem Dorf Humnapur im Medak-Distrikt stolz.

Die Bäuerinnen benötigen auch keine Pestizide. Viele ihrer Pflanzen sind kaum anfällig für Schädlinge. Bei anderen hilft biologische Schädlingsbekämpfung mit einem Extrakt aus Neem-Blättern oder durch natürliche Feinde wie Ameisen oder Vögel, die durch Pestizide und Herbizide vertrieben worden waren, jetzt aber wieder zurückkehren.

Einerseits haben sie also keine Kosten für Saatgut oder Agrargifte, andererseits haben sie mehr zu essen. Daher sind sie inzwischen weniger auf Lohnarbeit angewiesen. Nur wenn sie Zeit haben und Geld brauchen, arbeiten sie noch als Tagelöhnerinnen, etwa bei der Zuckerrohrernte. Den Reddys, den wohlhabenderen Bauern, fehlen inzwischen die Leute, berichten sie. Die Löhne sind daher gestiegen, auch wenn sie immer noch unter dem staatlich festgelegten Mindestlohn liegen.

Anjammass Feld

Auf den ersten Blick sieht Anjammass Feld aus, als müsse dringend Unkraut gejätet werden und als seien gleich mehrere Pflanzen durchgegangen. Doch in dem grünen Wirrwarr herrscht Ordnung: *Pannendu Pantalu* heißt das traditionelle System von mindestens zwölf verschiedenen Nutzpflanzen, darunter vier verschiedene Hirsesorten, zwei Sorten *red gram*, Linsen, Bohnen und zwei Ölsaaten. „Damit gibt es selbst unter ungünstigen



Bedingungen noch etwas zu ernten“, erklärt sie. „Wenn ich dagegen nur eine Sorte anbaue und die geht verloren, dann bleibt mir nichts“.

Anjamma und ihr Mann haben lange hart gearbeitet. Als sie heirateten, besaßen sie nur eine Sichel. Erst arbeiteten sie als Tagelöhner, dann als *sharecropper*, die die Hälfte des Ertrags an den Grundbesitzer abtreten mussten. Nach einiger Zeit hatten sie ein eigenes Ochsespann, das sie gegen Gebühr verliehen. Schließlich kauften sie vier *acre* Land, ein großes quadratisches Stück, ein Teil davon sogar mit fruchtbarer Schwarzerde.

Auch Anjamma hat ihr eigenes Saatgut, über 60 Sorten und Arten. Je nachdem, wie gut der erste Regen ausfällt, für unterschiedliche Bodentypen und im saisonalen Wechsel stellt sie ihren eigenen „Pflanzen-Cocktail“ zusammen, für Nahrung, für Futter, für Speiseöl. Auch dabei sind einige Pflanzen, die sogar bei wenig Regen noch Ertrag bringen, und eine Sorte, „die selbst die Krähen nicht anrühren“. Für den Verkauf baut sie *moong* und *green gram* an.

Welch ein Kontrast dazu das Feld eines wohlhabenden Bauern gleich nebenan. Dort wächst lediglich Sorghum, das zerzaust und mickrig aussieht, dazwischen Unkraut. Offenbar hat er es nicht nötig, das Feld besser zu nutzen. Allerdings kommen immer öfter auch reichere Bauern zu ihr, um Saatgut zu leihen, sagt Anjamma. Dass ihr Saatgut und ihr Wissen gefragt sind, macht sie stolz und selbstbewusst.

Die Rückkehr zum eigenen Saatgut bedeutet zudem weit mehr als nur geringere Kosten. Die Aussaat lässt sich weitaus flexibler, als das mit kommerziellem Saatgut möglich ist, auf unterschiedliche Bodenverhältnisse und Witterschwankungen, Ernährungswünsche und andere Erfordernisse wie Viehfutter oder Bodenverbesserung abstimmen. Und die Frauen können sich gegenseitig helfen – sie „verleihen“ Saatgut, das sie nach der nächsten Ernte mit „Zins“ zurückbekommen. Einige Frauengruppen konnten sogar Saatgut verkaufen und das Geld zurücklegen.

Piraten und Patente

Wiederaussaat, Saatguttausch und der Verkauf von Saatgut waren früher, im traditionellen Anbausystem, gang und gäbe. Doch mit dem „Regierungssaatgut“ war das kaum noch möglich. Eine erneute Aussaat von Hohertragsorten bringt geringere Erträge. Also muß für jede Saison neues Saatgut gekauft werden.

Auch multinationale Saatgutkonzerne wie Monsanto versuchen, Wiederverwendung und Saatguttausch zu verhindern, verderben sie ihnen doch das Geschäft. Bäuerinnen und Bauern, die ihr Saatgut kaufen, müssen sich verpflichten, keinen Teil der Ernte für die nächste Aussaat zu verwenden oder an Dritte weiterzugeben. Privatdetektive kontrollieren die Einhaltung. Um ganz auf Nummer Sicher zu gehen, setzen Monsanto und andere Konzerne auf die „Terminator-Technologie“. Pflanzen werden durch den Einbau von bestimmten Genen unfruchtbar gemacht. Der Schutz gegen Weitergabe und Wiederaussaat ist damit in den Pflanzen selbst verankert.

Eine der stärksten Waffen der Konzerne, um ihre Gewinne zu sichern, ist das Patentrecht.

Das internationale Abkommen der Welthandelsorganisation (WTO) über „handelsbezogene Aspekte von Rechten an geistigem Eigentum“ (TRIPs) verlangt auch von Entwicklungsländern, das „geistige Eigentum“ umfassend zu schützen. Dabei ist nicht zwingend vorgeschrieben, eine neu gezüchtete Pflanzensorte durch ein Patent zu schützen. Grundsätzlich wären auch andere Instrumente wie etwa der Sortenschutz möglich. Patentrechte bieten für den Rechteinhaber jedoch den weitreichendsten Schutz. Patentierte Pflanzensorten, Saatgut und Medikamente dürfen nur gegen Lizenzgebühr genutzt werden. Beschlossen wurde das TRIPs-Abkommen 1995 auf Drängen der Konzerne und Industrieländer, insbesondere der USA, die der indischen Regierung ihre Zustimmung durch eine Mischung von Zuckerbrot und Peitsche – durch Zugeständnisse im Handel mit Textilien bei gleichzeitiger Drohung mit Handelsanktionen – abrangen. Inzwischen halten die Konzerne 44 Prozent der mehr als 9.000 bekannten Patente für wichtige Nutzpflanzen.

Noch lassen solche Strategien Kleinbäuerinnen wie Anjamma und Lakshamma kalt. Mit ihrem eigenen Saatgut sind sie unabhängig, Montantos Geschäftspolitik kann ihnen nichts anhaben. Gefahr droht jedoch durch „Biopiraterie“. Ob in Asien, Afrika oder Lateinamerika – überall in den Ländern des Südens, die reich an genetischen Ressourcen sind, „entdecken“ geschäftstüchtige Pharma-, Saatgut- oder Nahrungsmittelkonzerne Eigenschaften von Nutzpflanzen oder -tieren, die den einheimischen Bäuerinnen und traditionellen Heilern seit Generationen bekannt sind, und privatisieren sie als eigene „Erfindungen“ durch Patente.

So erhielt die US-amerikanische Firma RiceTec 1997 ein Patent für Basmati, eine hoch-

Um das Leben zu ehren und die Vielfalt zu feiern, haben Künstler aus verschiedenen Elementen wie Getreiden, Hülsenfrüchten, Ungezieferfallen, und botanischen Sprays ein Mandala gelegt.



Neem: Eine Öko-Drogerie weckt Begehrlichkeiten

Öl aus dem Samen des Neem-Baums ist ein altbewährtes Hausmittel gegen Pilzbefall. Für Frauen in den Sangham-Dörfern ist es nicht nur ein wichtiger Teil der natürlichen Schädlingsbekämpfung; sein Verkauf bietet auch eine bescheidene Einnahmequelle.

Unter der Nummer EP 0436257 B1 erteilte das Europäische Patentamt der US-amerikanischen Agrofirma W.R. Grace ein Patent für ein Pilzschutzmittel, das auf Neem-Öl basiert. Erst als indische Nichtregierungsorganisationen, unterstützt durch das belgische Umweltministerium, anhand alter Aufzeichnungen nachwiesen, dass die Wirkung des Öls seit langem bekannt war und W.R. Grace folglich schlicht öffentliches Wissen abgekupfert hatte, wurde das Patent revidiert. Allerdings hat W.R. Grace gegen diese Entscheidung Einspruch erhoben. Und solange das Verfahren andauert, ist das Patent gültig. Eine endgültige Entscheidung wird wohl nochmals mehrere Jahre auf sich warten lassen.

Weitere 40 Patente sind angemeldet oder bereits erteilt. Denn der „Wunderbaum“ liefert auch Früchte, schützt vor Moskitos und damit vor Malaria, kleine Zweige dienen als Zahnbürste und schützende Zahnpasta in einem. Untersucht wird auch, ob der Baum Wirkstoffe gegen Krebs oder Aids liefern könnte.

wertige Reissorte, die in vielen Gegenden des indischen Subkontinents angebaut und auch exportiert wird. Das Unternehmen beanspruchte die Rechte sowohl für das genetische Ausgangsmaterial als auch für die Bezeichnung ‚Basmati‘. Gemeinsam gelang es der indischen Regierung und Nichtregierungsorganisationen, nach heftigen Protesten und langwierigen Gerichtsverfahren zumindest die Reichweite der Patentierung einzuschränken. Doch der Kampf gegen solche Machenschaften, wenn sie überhaupt bekannt werden, ist schwierig und oft vergeblich.

Insbesondere die zahlreichen großen Genbanken, die mit öffentlichen Geldern angelegt wurden, haben es den Konzernen angetan.

ICRISAT in Indien und andere internationale Forschungsorganisationen haben in ihren Kühlräumen und Gewächshäusern Hunderttausende Muster von Hirse, Getreide, Mais, Kartoffeln, Soja und einer Vielzahl anderer Nutzpflanzen, die für die Ernährung, aber auch für die Industrie von unschätzbarem Wert sind. Vielfach haben Unternehmen diese Ressourcen bereits „gekapert“ und patentiert, oft ohne Gegenleistung.

Allerdings können nur Erfindungen, die wirklich neu sind, patentiert werden. Bereits vorhandenes, öffentlich zugängliches Wissen zu patentieren, ist eigentlich nicht möglich. Es gibt jedoch viele Beispiele, dass multinationale Konzerne sich dennoch Jahrhunderte altes, traditionelles Wissen lokaler Gemeinschaften und indigener Völker mit Hilfe von Patenten aneignen können, auch wenn dies widerrechtlich geschieht. Aber wie lässt sich das nachweisen und verhindern?

Gemeinschaftsgut Wissen

Bäuerinnen, traditionelle Heiler und Hirten haben ihr vielfältiges Wissen natürlich selten schriftlich festgehalten. Meist wird es mündlich weiter gegeben, von Generation zu Generation, von Müttern an ihre Töchter, von Schamanen an ihre Schüler – und manches ist geheim und nur einem kleinen Kreis von Eingeweihten bekannt. Dabei geht es nicht nur um Eigenschaften von Pflanzen oder Tieren, sondern auch um Anbaubedingungen oder Verarbeitungsmethoden – ein umfassendes, komplexes Wissenssystem, das nicht nur wirtschaftliche, sondern auch soziale und kulturelle Bedeutung hat.

Mit einer Methode, an der sich alle beteiligen können, haben Bäuerinnen im Medak-Distrikt begonnen, ihr Wissen zu dokumentieren. In ein großes Raster, das mit Kalk auf den Boden aufgezeichnet wird, legen sie zunächst Samen, Früchte oder Blätter der wichtigsten Nutzpflanzen. Dann werden ihre Eigenschaften, Anbaumethoden und Nutzungsmöglichkeiten diskutiert und durch unterschiedliche Farben, einfache Symbole oder kleine Modelle von Gerätschaften wie Werkzeugen oder Pflügen, die bei ihrem Anbau benutzt werden, dargestellt. Eine Gruppe von Dorffrauen, die gelernt haben, mit Videokamera und Mikrofon umzugehen, filmt den ganzen Prozess. Außerdem

werden die Ergebnisse säuberlich in ein Buch übertragen, das *Community Biodiversity Register*, und von allen Beteiligten durch Damenabdruck oder Unterschrift bestätigt – als ihr gemeinsames traditionelles Wissen. Inzwischen haben auch in anderen Landesteilen von Andhra Pradesh regierungsunabhängige Gruppen, zusammenschlossen in der „Koalition zur Verteidigung der Vielfalt“, mit dieser Bestandsaufnahme begonnen.

Biologische Vielfalt ist damit nicht mehr nur ein Anliegen von Intellektuellen, erklärt DDS-Direktor P.V.Satheesh. Die Kenntnisse und Erfahrungen der ländlichen Bevölkerung werden ernst genommen und aufgewertet. Und falls potentielle „Bio-Piraten“ auftauchen und sich allzu angelegentlich dafür interessieren sollten, so hofft er, wird die Bevölkerung als eine Art „Grüne Brigade“ wachsam sein, weil sie jetzt den Wert der biologischen Vielfalt und ihres traditionellen Wissens kennt.

Ein Exemplar des Biodiversitäts-Registers bleibt beim *Panchayat*, dem Dorfrat. Andere sollen beim nationalen Patentamt und der geplanten staatlichen Behörde für biologische Vielfalt hinterlegt werden. Hundertprozentige Sicherheit gegen Biopiraterie bietet das zwar nicht, räumt Satheesh ein. Die „Bio-Prospektoren“ der Nahrungs- und Agrarkonzerne oder

der Pharmafirmen sind findig, wenn es darum geht, Informationen zu sammeln, und da dieses Wissen meist allgemein bekannt ist, haben sie leichtes Spiel. Wenn sie in einem Dorf abblitzen, versuchen sie es eben im nächsten.

Ergänzt und abgesichert werden müssen die Biodiversitäts-Register daher durch neue Gesetze. Dabei muss die Rolle der ländlichen Bevölkerung und der Bäuerinnen als Züchter weitaus stärker anerkannt und geschützt werden, als das bislang geschieht, fordert Satheesh. In Indien selbst verstärken inzwischen Zusammenschlüsse wie die „Koalition zur Verteidigung der Vielfalt“ den Druck auf die Regierung, entsprechende Schritte zu unternehmen. Aber auch auf internationaler Ebene muss der Schutz gemeinschaftlichen Wissens und der Rechte traditioneller Züchter und Züchterinnen gesichert werden. Denn bei Verhandlungen über die Konvention Biologische Vielfalt, CBD, über das Internationale Abkommen über pflanzengenetische Ressourcen oder über TRIPs pokern Regierungen, Konzerne und Wissenschaftler um das „Grüne Gold“, doch die Bäuerinnen oder die Heilkundigen, die diesen Reichtum seit Jahrhunderten erhalten und weiterentwickelt haben, sitzen nicht am Verhandlungstisch.

Nicht mit am Verhandlungstisch der Regierungen und Konzerne sitzen diese kastenlosen „Dalits“. Ihr Kampf gegen Biopiraterie beginnt mit der Dokumentation des gemeinsamen überlieferten Wissens.





Mit einfachen Methoden werden Kenntnisse über Anbau, Verarbeitung und Eigenschaften der Pflanzen gesammelt.

Vorteilsausgleich

Bereits jetzt haben die Angst vor Biopiraterie, der Streit um die Nutzung genetischer Ressourcen und das zunehmende internationale Problembewusstsein über die ungerechte Verteilung der Gewinne die Patentierung für die Konzerne schwieriger gemacht. Angesichts der Milliarden-Umsätze, die die genetischen Ressourcen der Länder des Südens insbesondere seit dem Aufschwung der Gentechnologie versprechen, wachen die Re-

gierungen der Herkunftsländer misstrauisch über ihr „Grünes Gold“. Mit der Konvention Biologische Vielfalt, CBD (*Convention on Biological Diversity*), die beim „Erdgipfel“ 1992 in Rio de Janeiro vereinbart wurde, erhielten sie die Kontrolle über die genetischen Ressourcen, die bis dahin als Gemeinschaftsgut, als „gemeinsames Erbe der Menschheit“, betrachtet wurden

und frei zugänglich waren. Darüber hinaus erkennt die CBD die besondere Rolle der lokalen, indigenen Gemeinschaften bei der Erhaltung der biologischen Vielfalt an und leitet daraus einen speziellen Schutzbedarf für traditionelles Wissen ab.

Die Regierungen der Herkunftsländer müssen zwar den Zugang zu den genetischen Ressourcen für kommerzielle Unternehmen, Forscher und andere Nutzer ermöglichen, doch nur gegen eine angemessene Beteiligung an der kommerziellen Verwertung. Um Regelungen für „Zugang und Vorteilsausgleich“, kurz: ABS (*Access and Benefit Sharing*), wird seither in verschiedenen internationalen Foren heftig diskutiert und mit harten Bandagen gerungen. Ziel der Herkunftsländer ist dabei, sowohl die Biopiraterie zu unterbinden, als auch Mittel für die eigene Entwicklung zu bekommen.

Der weltweite Umsatz der Nahrungsmittelindustrie wird auf jährlich mehr als 2 Billionen US-Dollar geschätzt – weitgehend basierend auf genetischen Ressourcen. Daran möchten die Herkunftsländer gerne angemessen beteiligt werden, etwa in Form von Gewinnbeteiligungen oder Nutzungsgebühren. Aber sie wollen auch durch wissenschaftliche Zusammenarbeit, Ausbildung und Technologie-Transfer die Voraussetzungen verbessern, selbst die biologi-

Biodiversitäts-Festival: Love-Parade für biologische Vielfalt

Gemächlich bewegt sich der Zug von 20 Ochsenkarren, dekoriert mit Getreidegarben, Blumengirlanden und farbigen Stoffen, durch die Felder und Dorfstraßen. Frauen haben die Hörner der Zugtiere bemalt und mit geflochtenen Bändern geschmückt. In den phantasievoll bemalten Aufbauten auf den Karren stehen kleine Glaskästen mit Saatgut, ein buntes Schaufenster biologischer Vielfalt auf Rädern. Beim Einzug im nächsten Dorf wird der Zug von singenden Frauen und einer Tanzgruppe von stockschwingenden Männern empfangen. Wege und Häuser sind mit bunten geometrischen Mustern, *rangoli*, geschmückt, die Ankömmlinge bekommen *tikas*, einen roten Farbtupfer, auf die Stirn.

Seit *Sankranti*, dem südindischen „Erntedanktag“ Mitte Januar, zieht

die Karawane von Dorf zu Dorf, um den Reichtum lokaler Pflanzenvielfalt und damit verbundener Feste und Riten zu zeigen. Bäuerinnen informieren über organische Landwirtschaft, andere bereiten traditionelle Gerichte zu. Manche Bauern sind zu Tränen gerührt, wenn sie längst verloren geglaubtes Saatgut oder Essen wiederentdecken, andere geben ein feierliches, öffentliches Versprechen ab, zukünftig wieder vermehrt lokale Pflanzen anzubauen.

Doch das wandernde Festival für biologische Vielfalt ist mehr als dörfliches, mit einfachen, lokalen Mitteln durchgeführtes Infotainment. In jedem Dorf finden Diskussionen statt, um den Anliegen und Forderungen der ländlichen Bevölkerung, insbesondere der armen und illiteraten Frauen, ein Forum zu schaffen. Dorffrauen



selbst dokumentieren die Diskussionen mit Mikrofon und Videokamera.

Nach einem Monat und über 60 Dörfern endet der Zug in der Saatgutbank, die die Frauengruppen, *sanghams*, führen. Über 80 kleine bunte, Tontöpfchen mit Saatgut werden aufgereiht, vor jedem feierlich ein Öllämpchen angezündet, begleitet von Gebetsgesängen der Frauen.

schen Ressourcen umfassend zu nutzen. Ein Kernpunkt: Ohne die ausdrückliche Zustimmung des Herkunftslandes (*Prior informed consent*) darf kein biologisches Material verwendet und patentiert werden. Eine weitere wirksame Barriere gegen Biopiraterie wäre eine Verpflich-

tung, bei jeder Patentierung Angaben über die Herkunft des verwendeten Materials zu machen. Doch eine solche Vereinbarung scheitert bislang am Widerstand der Industrie.

Weiter klärungsbedürftig bleibt auch die Beteiligung der Bevölkerung. Von Gewinnbeteiligung und anderen Vorteilen für die Regierungen profitieren nicht automatisch auch die traditionellen Züchterinnen oder die lokalen Gemeinschaften, die die Ressourcen seit Generationen nutzen und erhalten. Und die Zustimmung der Regierung zur Verwendung biologischen Materials kann die Zustimmung der Bevölkerung und indigener Völker nicht ersetzen.

Lebende Materie sollte zudem gar nicht patentiert werden dürfen. Gegen „Patente auf Leben“ hat sich inzwischen eine weltumspannende Ablehnungsfront gebildet, die von der „Koalition zur Verteidigung der Vielfalt“ in Andhra Pradesh über das südasiatische Netzwerk für Ernährung, Ökologie und Kultur, SANFEC, bis hin zu Greenpeace und afrikanischen Regierungen reicht. Weltweit machen Bauernbewegungen, Entwicklungs- und Umweltorganisationen und Wissenschaftler mobil. Denn sonst, so ihre Befürchtung, wird für die kleinbäuerliche Landwirtschaft, die nach wie vor für den Grossteil der Bevölkerung in den Ländern des Südens die Überlebensgrundlage bereitstellt, der Zugang zu Ressourcen wie Saatgut, lebenswichtigen Medikamenten und traditionellen Nutzpflanzen gefährdet. Damit wird letztendlich das Recht auf Ernährung und selbstbestimmte Entwicklung ganzer Gesellschaften privatwirtschaftlichen Interessen geopfert.

P.V. Satheesh hält daher auch die ABS-Verhandlungen für fragwürdig. Zum einen aus moralischen und ethischen Gründen, die eine Privatisierung von Leben durch Patente grundsätzlich verbieten. Zum anderen, weil dabei kaum von gleichwertigen Partnern gesprochen werden könne. Regierungen der Entwicklungsländer und erst recht lokale Gemeinschaften und Bevölkerungsgruppen sind in einer zu schwachen Position gegenüber den international operierenden Konzernen, als dass „faire und gleichberechtigte“ Verhandlungen zu erwarten wären.

ABS in internationalen Abkommen

Bei den Verhandlungen über die Umsetzung der Konvention Biologische Vielfalt, CBD, durch die die Erhaltung der biologischen Vielfalt, ihre nachhaltige Nutzung und eine faire und ausgewogene Aufteilung des Nutzens geregelt werden soll, gelang im April 2002 ein wichtiger Schritt: Mit den „Bonner Leitlinien“ wurden Grundsätze und praktische Verfahrensregelungen für den Zugang zu genetischen Ressourcen und im Gegenzug für ein *benefit sharing* mit den Herkunftsländern und lokalen und indigenen Gemeinschaften international anerkannt. Allerdings handelt es sich dabei um freiwillige Vereinbarungen, deren Einhaltung mithin ungewiss ist. Immerhin hat die CBD damit deutlich gemacht, dass sie die Lösung der Streitfrage, wer über die Nutzung der genetischen Ressourcen entscheidet, nicht alleine der WTO überlassen will.

Ausgespart blieben bei der CBD der Umgang mit den Nutzpflanzen, die für die Ernährungssicherheit so wichtig sind, der Status der genetischen Ressourcen, die vor Verabschiedung der Konvention in den öffentlichen Genbanken gesammelt wurden und die zentrale Frage der *Farmers' rights*. Im November 2001 wurde hierfür im Rahmen der Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der Vereinten Nationen, FAO, nach langwierigen und schwierigen Verhandlungen ein Vertrag unterzeichnet, der nun freien Zugang auf viele Nahrungsmittel- und Futterpflanzen und ein eigenes, multilaterales System für einen „fairen und gerechten Vorteilsausgleich“ vorsieht. Doch die Regelungen zum Vorteilsausgleich sind noch ein uneingelöstes Versprechen, während sich die Industrie weitreichende Patentierungsrechte sicherte.

Farmers' rights

Zur Stärkung der Rolle der Kleinbauern gegenüber den Interessen von Großgrundbesitzern und Agroindustrie entwickelte die FAO das Konzept der *Farmers' rights*. Insbesondere soll es den Kleinbäuerinnen und -bauern, die für die Ernährungssicherheit von über einer Milliarde Menschen sorgen, auch weiterhin erlaubt bleiben, eigenes Saatgut aus der Ernte zu gewinnen, mit Anderen zu tauschen und auch

weiter zu verkaufen. Allerdings sind im Internationalen Vertrag über genetische Ressourcen für Landwirtschaft und Ernährung, der im November 2001 bei der FAO in Rom abgeschlossen wurde, die Rechte der Bauern nur unzureichend anerkannt. Jedes Land kann selbst darüber entscheiden, welche Bedeutung es diesen Rechten in seiner nationalen Gesetzgebung und Praxis beimisst.

Markt und Konsumgewohnheiten

Auch wenn die Bäuerinnen von Humnapur, Kalimela oder Yedakulapally mit der Kontrolle über Ressourcen wie Saatgut und Land selbständiger werden, ihre Ernährungssituation besser und ihre Abhängigkeit von den Launen des Monsuns, von Händlern, Konzernen und Marktschwankungen, geringer wird – ganz können sie sich nicht aus der Geldwirtschaft verabschieden. Für Schulkosten, Salz, Seife oder Saris brauchen sie und ihre Familien Rupien. Erst wenn Hirse und die Vielzahl anderer Agrarprodukte auch verkauft werden können, wird die traditionelle Landwirtschaft für mehr Bauern attraktiv genug, um ebenfalls auf sie umzusteigen. Um langfristig wirtschaftlich tragfähig zu sein, braucht sie daher einen Absatzmarkt. Ihr potentieller Konkurrenzvorteil: gesunde und wohlschmeckende Nahrung dank Vielseitigkeit und ökologischem Anbau.

Inzwischen sind einige Händler in Zaheerabad bereit, die traditionellen Produkte in ihr Sortiment aufzunehmen. Einer der Ladenbesitzer hat mehrere Gläser mit verschiedenen Hirse- und Linsensorten auf der Ladentheke stehen, ein guter Platz, um Kunden auf die neuen, organisch angebauten Produkte aufmerksam zu machen. Doch obwohl sie billiger sind als vergleichbare Lebensmittel, verkauft er nur wenige Kilo im Monat. Von Reis

dagegen setzt er zwei Lastwagenladungen im Jahr ab.

Die Verpackung müsste besser werden, meint er und hält eine Cellophantüte mit buntem Aufdruck neben die braunen Papiertüten, in denen DDS die Produkte liefert. Traditionelle Nahrungsmittel haben es schwer gegen Pizza und Burger, Kartoffelchips und Popcorn, die durch kräftige Werbung multinationaler Konzerne immer mehr Abnehmer finden. Auch Indiens Hausfrauen wollen Gerichte, die sie leicht und schnell zubereiten können: *Fast food* ist „in“. Traditionelle Nahrung ist inzwischen weitgehend unbekannt oder gilt als rückständig, als Arme-Leute-Essen. Biokost und Vollwertküche setzen sich nur langsam bei den zahlungskräftigen Mittelschichtkonsumenten in Metropolen wie Bombay, Bangalore oder New Delhi durch.

Daher ist DDS-Direktor P.V.Satheesh nicht übermäßig optimistisch, ist doch die Übermacht von Werbung und Konsumtrends zu stark für einen raschen, triumphalen Siegeszug organischer Landwirtschaft und traditioneller Produkte. Aber er setzt auf Zeit. Die Agrarpolitik der Regierung ist „ein einziges Desaster“, sagt er, ein Kollaps der indischen Landwirtschaft absehbar. Monokulturen, Chemieeinsatz und steigende Kosten werden für immer mehr Bauern zu einem unkalkulierbaren Risiko.



Schwere Arbeit läßt sich gemeinsam besser tragen. Frauen aus Narsapur bei der Feldpflege.

Wenn es nicht die Geldverleiher sind oder die Banken, die ihnen wirtschaftlich das Genick brechen, dann die Schädlinge, der Rückgang des Grundwasserspiegels oder die fehlenden Arbeitskräfte. „Wir müssen beweisen, dass die traditionelle Landwirtschaft eine echte Alternative darstellt und durchhalten, bis die Seifenblase platzt“.

Weltmarkt und WTO

Der Zusammenbruch der indischen Landwirtschaft könnte beschleunigt werden durch die weitere Liberalisierung des weltweiten Agrarhandels, über die gegenwärtig in der Welthandelsorganisation WTO verhandelt wird. Zölle und Vorschriften, die die Ein- und Ausfuhr von Agrarprodukten beschränken, sollen abgebaut werden, ebenso wie Subventionen für Bauern und Exporteure. Schon jetzt gelangen immer mehr Agrarprodukte der EU und anderer Exportsupermächte wie der USA zu Dumpingpreisen auf den indischen Markt und treiben erst die Preise in den Keller und dann die Bauernfamilien in den Ruin.

Noch wehrt sich die indische Regierung gegen eine vollständige Marktöffnung. Bei der WTO-Konferenz im November 2001 im Scheichtum Katar forderte sie daher gemeinsam mit afrikanischen Regierungen und nichtstaatlichen Entwicklungsorganisationen eine *food security box*, Ausnahmeregelungen zum Schutz von Ernährung und kleinbäuerlicher Landwirtschaft. Ernährungssicherung, so das Argument, dürfe nicht schrankenlosen Handelsinteressen unterworfen werden.

Doch der Druck der wirtschaftlichen Globalisierer und Liberalisierungsstrategen wächst, sowohl im Land selbst, als auch international. Indien ist hoch verschuldet und außenpolitisch in seinem Konflikt mit dem Nachbarn und Erzfeind Pakistan auf das Wohlwollen der Industrieländer, allen voran der USA, angewiesen, die in der WTO das größte Gewicht haben. Im globalen Kuhhandel um Wettbewerbsvorteile und neue Absatzmärkte drohen die indischen Kleinbauern zur Verhandlungsmasse zu werden.

Der Zukunftsentwurf der Liberalisierungsbefürworter für Andhra Pradeshs Landwirtschaft hat bereits einen Namen: Vision 2020. Beraten von der Weltbank treibt die Landesregierung von Andhra Pradesh ein radikales Umstrukturierungsprogramm voran, das die

Landwirtschaft völlig umzuwälzen droht. Durch Flurbereinigung sollen die vielen kleinen, zersplitterten Äcker zu „betriebswirtschaftlich rentablen“ Einheiten zusammengelegt und die Mechanisierung und der Anbau gentechnisch veränderter Produkte (GVOs) wie Monsanto's bt-Baumwolle vorangetrieben werden. Bauern sollen mit ausländischen Konzernen Verträge über den Anbau von Kartoffeln, Gurken, Tomaten, Erdnüssen oder Maiskölbchen, die dann verarbeitet und exportiert werden, abschließen (*Contract farming*), womit sie ihre Selbständigkeit aufgeben würden.

Wie schon bei der Grünen Revolution fließen die Milliarden-Kredite, mit denen die Weltbank und die Regierung dieses Programm finanzieren, vor allem an die wohlhabenderen Bauern. Wieder einmal wird die traditionelle und kleinbäuerliche Landwirtschaft benachteiligt. Mehr noch – sie soll verdrängt werden: Der Anteil der Bevölkerung, der von der Landwirtschaft lebt, soll – so die Zielvorgabe der Planer – von 70 auf 40 Prozent reduziert werden. Das würde bedeuten, dass 20 Millionen Kleinbauern die Landwirtschaft aufgeben und im bereits überlaufenen städtischen Dienstleistungssektor neue Arbeit finden müssten – eine Illusion.

Widerstand gegen GVO

Die Gentechnologie hat die nächste Stufe der Kommerzialisierung und Industrialisierung der Landwirtschaft eingeleitet. Mit gentechnisch veränderten Organismen (GVO) wird die Züchtung ganz in die Laboratorien der Konzerne verlagert, die die gesamte Agrarproduktion von der Herstellung und Lieferung von Saatgut über den Anbau bis zum Absatz kontrollieren wollen.

Noch allerdings stößt dieser Vormarsch wegen unkalkulierbarer Gesundheitsgefahren, verstärkter wirtschaftlicher Abhängigkeit der Bauern und der Bedrohung für die Artenvielfalt bei Verbrauchern, ländlicher Bevölkerung und nichtstaatlichen Organisationen wie DDS und der „Koalition zur Verteidigung der Vielfalt“ auf heftigen Widerstand. Trotz Rückenstärkung durch die Regierung konnte Monsanto daher in Andhra Pradesh weit weniger Bauern für den Anbau gentechnisch veränderter bt-Baumwolle gewinnen als geplant.

Alternative Visionen für das Jahr 2020

Bei der *Farmer's Jury, Prajeteerpu*, die DDS und andere Organisationen im Sommer 2001 organisierten, wurde die Vision 2020 durch die Betroffenen, die normalerweise bei der Formulierung der Agrarpolitik nicht gefragt werden, auf den Prüfstand gestellt. Drei Tage lang hörte ein Gremium aus 18 Kleinbauern, zwei Drittel



In der lokalen Saatgutbank endet das wandernde Festival für biologische Vielfalt mit einer Ehrung des Saatgutes.

davon Frauen, Experten als Zeugen an. Dann fällt es seinen Spruch: Einmütige Ablehnung der Vision 2020 – stattdessen sollten die traditionelle, ökologische Landwirtschaft und lokale Ernährungssysteme gestärkt werden. Das sei nicht nur ein wichtiger Beitrag zur Ernährungssicherung, sondern stärke auch die Grundlagen für eine selbstbestimmte, nachhaltige Entwicklung.

Die indischen Bäuerinnen stehen mit dieser Forderung nicht allein. Auch Bauernvertreter aus Europa, die an der Anhörung über Vision 2020 teilnahmen, sehen in einer solchen alternativen Vision die Zukunft für ihre eigene, die europäische Landwirtschaft: „Wir haben die gleichen Ziele“, stellte Michael Hart, Präsident der Allianz der Klein- und Familienbetriebe in Großbritannien, heraus: „Wir wollen die Umwelt schützen, und wir wollen nicht gegeneinander konkurrieren“. Denn die von WTO, EU und den USA angeheizte Konkurrenz um den Weltmarkt dient am Ende nur den Großen und

treibt die Kleinen von ihren Höfen. Doch solange Lakshamma und Anjamma an ihrer traditionellen Landwirtschaft festhalten, brauchen sie sich um eines kaum Sorgen zu machen: dass auf Europas Feldern Sorghum, *foxtail millet* oder *bengal gram* angebaut und nach Indien exportiert werden.

Ein Dreh- und Angelpunkt für die Verwirklichung dieser Vision ist die Kontrolle der kleinbäuerlichen Landwirtschaft über ihre Ressourcen, insbesondere über Land und Saatgut. Vor allem müssen ihre Rechte, die sich aus der Jahrhunderte langen Pflege und Entwicklung von Nutz- und Heilpflanzen ergeben, anerkannt

Hirse trifft Kartoffel

„Journalisten schreiben nur für Leute, die lesen können, wir brauchen den direkten Austausch, um voneinander zu lernen“, sagt Narsamma. Sie und andere Kleinbäuerinnen waren inzwischen in Großbritannien, Bangladesh, Nepal und sogar in Peru. Und Narsamma, die gelernt hat, Videofilme zu machen, hat einige dieser Reisen dokumentiert: Die Filme machen jetzt in den Dörfern die Runde.

So berichtet Samamma von dem Schock, als sie bei einem Besuch bei Bauern in Großbritannien erfuhr, dass sie von ihren Betrieben kaum noch leben können, obwohl sie hundertmal mehr Land haben als Samamma. „Sie lassen Mutter Erde im Stich“, so ihr Kommentar dazu, dass viele Familienbetriebe aufgeben müssen.

In Peru waren die indischen Kleinbäuerinnen nicht nur beeindruckt von den Terrassenfeldern und der Knochenarbeit an den Hängen, sondern auch von der Tauschwirtschaft auf dem Markt: Kartoffeln gegen Gemüse, Obst gegen Zwiebeln. Und natürlich durch die Vielfalt von Mais und Kartoffeln, die in Peru beheimatet ist. Ihren peruanischen Gastgebern konnten die Frauen dafür zeigen, wie ein Biodiversitäts-Register erstellt wird.

Die Erfahrungen hätten sie motiviert, mit ihrer Form der Landwirtschaft weiter zu machen, sagen die Frauen. Und ein Gefühl von Solidarität gestärkt: Als sie die harten Arbeitsbedingungen der Frauen in den Bergen von Nepal erlebte, sei sie in Tränen ausgebrochen, erzählt Ratnamma.



Damit das Überleben kommender Generationen gesichert ist, bedarf es der Pflege und Weiterentwicklung des traditionellen Wissens – denn Ernährungssicherheit ist machbar.

werden. Dafür müssen sich allerdings die nationalen und internationalen Rahmenbedingungen ändern, die bislang eine solche Anerkennung behindern.

Dringend erforderlich dafür ist insbesondere eine Änderung des TRIPs-Abkommens der WTO, damit traditionelles Wissen besser geschützt werden kann. Regelungen müssen eingeführt werden, um Biopiraterie zu verhindern. Hierzu gehört zum Beispiel, dass bei der Antragstellung für ein Patent Angaben über die Herkunft der verwendeten biologischen und genetischen Ressourcen gemacht werden und nachgewiesen wird, dass diese Ressourcen nicht ohne die Zustimmung der Regierung und lokaler Gemeinschaften des Herkunftslandes und deren angemessene Beteiligung am Gewinn in den Besitz des Antragstellers gelangt sind. Darüber hinaus muss im globalen Maßstab garantiert werden, dass Patente nicht weiterhin den

Saatguttausch und die Wiederaussaat verbieten können, das heißt, die *farmers' rights* müssen gestärkt und konsequent umgesetzt werden.

Solche Regelungen würden auch der indischen Regierung den notwendigen Spielraum verschaffen, um traditionelles Wissen durch entsprechende Gesetze zu fördern. Und sie würden die Position von Bauernorganisationen und Gruppen wie der „Koalition“ stärken, die solche Gesetze fordern. Die indische Regierung könnte sich dann nicht mehr hinter der WTO und internationalen Verträgen verstecken.

Dass eine alternative Vision 2020 möglich ist, zeigen die Bäuerinnen im Medak-Distrikt. Ihre traditionelle Landwirtschaft bedeutet nicht nur eine sicherere und gesündere Ernährung, größere wirtschaftliche Eigenständigkeit, den Erhalt biologischer Vielfalt und die Weiterentwicklung traditionellen Wissens – eine Lösungsperspektive für die marginale und kleinbäuerliche Landwirtschaft in Indien, die durch die Grüne Revolution und industrielle, kommerzielle Agrarwirtschaft marginalisiert wurde. Darin steckt auch eine Botschaft für die von BSE und anderen Skandalen gebeutelte Agrarwirtschaft in den Industrieländern: Zukunftsfähig ist eine Landwirtschaft nur, wenn sie auf einer breiten biologischen Vielfalt und ihrer gerechten Nutzung basiert, lokale Räume und Produktionssysteme stärkt und die Kontrolle der ländlichen Bevölkerung über Wissen, Ressourcen und Entwicklungsmöglichkeiten zulässt. Es geht darum, diese Vision weltweit Wirklichkeit werden zu lassen.

Danksagung

Von den Vielen, die auf unterschiedliche Weise in Bonn und Indien dazu beigetragen haben, dass diese Broschüre zustande kam, möchte ich insbesondere jene in Pastapur und anderen Dörfern im Medak-Distrikt von Andhra Pradesh erwähnen. Das sind zunächst die vielen Sangham-Frauen, die mit Geduld und Engagement meine Fragen über ihr Leben und ihre Aktivitäten beantwortet haben – inka? enduku? etla? Wie? Warum? Auf welche Weise? Die drei Narsammas und ihre Kolleginnen haben mir die Möglichkeiten und die Macht von Medien wie Mikro, Videokamera und Radiostation in Frauenhand klarer gemacht.

Im dörflichen DDS-Campus in Pastapur werden mir die langen Gespräche mit P.V. Satheesh unter dem riesigen Tamarinden-Baum, in dem sich Affen und Vögel tummelten, über die Aktivitäten und das komplexe sozioökonomische Beziehungsgeflecht der Entwicklungen im ländlichen Indien in Erinnerung bleiben, ebenso wie die Unterstützung durch die DDS-Mitarbeiter, darunter insbesondere Swaroopas Geduld bei der Auswahl von Fotos, Yesus Begeisterung, mir immer weitere Videos und Fotoalben aus dem beeindruckenden Dokumentations-Archiv herauszusuchen, Shakuntalas abendliches Anzünden der mosquito coil, und natürlich die hervorragende – chala bagundi – ländliche Küche von Vimalamma.

Viele andere, die ich nicht alle namentlich auführen kann, haben mir in vieler Hinsicht geholfen. Erwähnen möchte ich aber noch Srinivas. Er hat seine eigene Forschungsarbeit liegen lassen, um für mich in der Doppelrolle von Übersetzer und wandelnder Auskunftsei zu fungieren. Er hat damit ganz wesentlich diesen Text mitgeprägt. Ihnen allen sei herzlich gedankt.

Uwe Hoering

Besuchen Sie uns im Internet unter www.eed.de
Dort finden Sie weitere aktuelle Publikationen des EED zum Bestellen und Downloaden.

Früchte der Vielfalt.
Globale Gerechtigkeit und der
Schutz traditionellen Wissens

Uwe Hoering bereiste im Juli 2002 den Bundesstaat Andhra Pradesh in Zentralindien. Dabei lernte er die Arbeit der Bäuerinnen und Bauern und ihren Kampf um die Erhaltung der biologischen Vielfalt ihrer Region kennen und schätzen. Von ihnen handelt dieser Bericht.